

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 22

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Werner Wollenberger

Der Rorschacher Trichter

232

Die Glosse:

Die Ballade von der armen B.B.

Eigentlich heißt's ja «Die Ballade vom armen B.B.» und gemeint ist von Bert Brecht, der das Gedicht geschrieben hat, nun wer?

Ich usurpiere den Titel und setze ihn, leicht verändert, über ein paar Zeilen, in und zwischen denen ich von einem Film berichten will. Er heißt «Ihr Privatleben» und sein Star ist eine französische Filmschauspielerin, die durch ein paar mittelmäßige Streifen so prominent geworden ist, daß sie bereits größere Schulkinder schon an den bloßen Initialen ihres Namens erkennen.

Zwei große «B» wie Busen genügen und die Welt weiß, um wen es sich da einzig und alleine und ganz ausschließlich handeln kann.

Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß man seinerzeit hinter einem dürrn S.B. nie und nimmer sofort und unverwechselbar die Sarah Bernhardt erkannt hätte. Und kein Mensch wäre auf die Vermutung gekommen, daß hinter einem E.D. ganz alleine nur die Eleanora Duse versteckt sein könne.

Die Brigitte hat es weit gebracht. Fast so weit wie die EWG, die SBB, die NATO und die MUBA. Weiter jedenfalls als die EFTA. Nun ja, schließlich war sie ja auch stets etwas freizügiger als die kleine Freihandelszone. Ich meine: sie machte mit gewissen freien Zonen bedingungslosen Ernst.

Dies nebenbei.
Zur Sache!

Die weltweite B.B. hat also, wie gesagt, ihre Berühmtheit durch einige höchst mittelpträgliche Filme erlangt. Binnen kurzer Zeit war sie das Idol unglaublich vieler Männchen und die Weibchen, die sich ihre Männchen ergattern oder er-

gatten wollten, bemühten sich gar inniglich, der B.B. zu gleichen. Sie trugen BBBs (Brigitte-Bardot-Blusen), BBHs (Brigitte-Bardot-Haare), BBBühas und BBNs (Brigitte-Bardot-Näschen). Das Resultat: Herden von jungen Damen liefen mit wippenden Oberkörpern, zerrautem Haupthaar und Pekinesen-Nüstern durch die Gegend. Wo immer man auch hinsah: Brigittchen in Massen. Wo immer man auch hinkam: Doubles.

Die Illustrierten taten ein Zusätzliches. Keine Ausgabe ohne B.B. und eines ihrer Wehweh. Keine Nummer ohne Bericht über einen neuen ständigen Begleiter, einen neuen geohrfeigten Reporter, einen neuen Skandal, einen neuen Selbstmordversuch. Kein Exemplar ohne genaue Beschreibung der wirren Lebenswege des fünfundzwanzigjährigen Dämchens mit dem einladend ausladenden Oberkörper und dem chronisch beleidigten Stiefmütterchengesicht.

Es soll humorlose Mitteleuropäer gegeben haben, die sich einigermaßen an der B.B., ihren Skandalen und ihrem Verhalten gestoßen haben. Es soll ferner intolerante Menschen gegeben haben, denen der ganze Bardot-Rummel gar gewaltig auf die Galle fiel. Die sich fragten: was geht mich das alles an? Was interessiert es mich, ob sie nun mit dem Charrier in Frieden lebt oder ob sie mit dem Sammy Frey (so ähnlich hieß einer) doppeltebt oder ob sie doch wieder zu ihrem Roger Vadim, den sie bei der Scheidung als dreckigen, nasebohrenden Russen bezeichnete, zurückgefunden hat?

Zu den Leuten, denen B.B. auch an der breitesten Stelle so lang wie

breit war, gehörte auch ich. Und zu jenen, denen der Rummel um sie langsam aber sicher gen Himmel stank, desgleichen.

Heute weiß ich, daß ich der B.B. gar bitteres Unrecht getan habe. Durch den Film «Ihr Privatleben» habe ich erfahren, daß die B.B. gar nicht so ist, wie sie ist, sondern ganz-ganz anders.

Frage: Wie ist sie?

Sie ist – sagt der Film – ein an und für sich ganz besonders liebenswertes Mädchen aus gutem Hause. Ein bißchen verwöhnt vielleicht, aber lieb und gut. Eines, das brav in die Tanzschule geht und davon träumt, Ballerina zu werden. Dieses Ziel will es in Paris erreichen. Und also geht das Mädchen nach Paris. Dort wird es zunächst Photomodell und Mannequin. Bis die erste Probeaufnahme in einem Filmatelier von ihr gemacht wird. Dann wird sie ein Star. Und dann übernimmt es sie. Aber nicht aus Hochmut etwa. Sondern ganz einfach, weil sie nicht den richtigen Mann hat. Den kennt sie zwar, aber es ist vorläufig noch der Mann ihrer besten Freundin. Also vergnügt sie sich mit anderen Herren. Nur fehlt ihr halt die richtige Freude daran. Und dann ...

Ach was, wozu erzähle ich weiter? Es genügt, wenn ich Ihnen versichere, daß der Film versichert, wie anders die wirkliche B.B. ist. Wie sie sich vom Bildnis, das man sich von ihr gemacht hat, unterscheidet. Wie es ihr ganz und gar nur um ein bißchen Ruhe, um ein bißchen Einsamkeit und um kleines Glück im stillen Winkel geht. Und wie die bösen Verehrer das nicht zulassen. Wie die Masse ihr Idol haben will und sich nicht um das körperliche und seelische Wohlergehen dieses Idoles – das doch immerhin auch ein Mensch ist – kümmern mag.

Ich weine selten im Kino. In diesem Film habe ich geschluchzt wie ein einsamer Schloßhund. Das Bewußtsein, einem Menschen jahrelang so bitteres Unrecht getan zu haben, ist niederschmetternd.

Und außerdem ist das Los dieser wahren B.B. auch sonst erschütternd. Ich lerne – etwa – die Qual kennen, die ein Leben im Luxus bedeuten kann. Ich erfahre vom unnennbaren Leid des unmäßigen Geldverdienens. Ich höre vom Elend

des Geliebtwerdens, vom namenlosen Jammer des Verehrerseins.

Selbstverständlich falle ich auf solche Filmtricks üblicherweise nicht herein, aber der Film, den der überdurchschnittlich begabte Regisseur Louis Malle gemacht hat, ist weder sentimental, noch kitschig. Im Gegenteil: er ist von großer Härte. Stellenweise ist er sogar schonungslos. Etwa in jener Szene, in der die arme B.B. mit einer Putzfrau im gleichen Lift fährt und ihr dieses Wesen aus dem einfachen und niederen Volk in gröbsten und unmißverständlichsten Ausdrücken zu verstehen gibt, was sie von den Skandalen, den ständig wechselnden Liebschaften und der körperlichen Großzügigkeit der B.B. halte. Es ist wenig schön, was sie davon hält. Und unflätig ist es auch noch.

Nein, ohne Spaß: dieser Film ist rücksichtslos. Er rückt der B.B. unbarmherzig auf den Leib und er rückt ihr sogar grausamerweise bedrohlich nahe in das frühzeitig verwelkte oder doch zumindest nicht mehr ganz taufrische Stiefmütterchen. Er zeigt beginnenden Zerfall auf, den keine Kosmetik mehr zu korrigieren vermag.

Ich muß sagen: Hut ab vor der Bardot, daß sie den Mut zu diesem Film gehabt hat!

Muß ich?

Ich muß nicht.

Warum nicht?

Weil dieser Film von einer geradezu sagenhaften Verlogenheit ist. Von der schlimmsten und widerwärtigsten Verlogenheit, die es überhaupt gibt. Von jener Verlogenheit, die sich als die schonungslose Wahrheit camoufliert. Von jener, die vorgibt, die wirkliche Wirklichkeit zu zeigen und sie stattdessen durch eine erfundene noch rettungsloser verfälscht. Unter dem Vorwand, Masken von einem Gesicht zu reißen, maskiert sie das Gesicht schon wieder. Unter dem Vorwand, die Legende zu zerstören, etabliert sie eine neue.

Bis zu diesem Film habe ich von der B.B. nicht besonders viel gehalten. Ich hatte sie in ein paar sehr durchschnittlichen Filmen gesehen und nur in einem einzigen guten. Und in dem spielte sie neben Gabin eine verhältnismäßig kleine Rolle.

Ich hatte mich so ein bißchen über sie und das Tamtam, das man um sie machte, geärgert. Weiter beunruhigt hatte mich die B.B. indes nicht.

Jetzt habe ich sie endgültig und inoperabel in den Sonntagshals bekommen. Jetzt ärgert sie mich nicht mehr, jetzt ist sie mir ein Aergernis. Denn wo ein kleines Mädchen, das von Mütterchen Natur zufälligerweise ein paar überentwickelte



Attribute mitbekommen hat, einen ganzen langen Film dreht, um zu beweisen, daß sie ganz anders minderwertig ist als man es ihr zuvor nachsagte, dort wird die Angelegenheit pervers. Dort wird es unappetitlich. Dort verursacht es Uebelkeit.

Ein Gutes hat der Streifen: er wird sich an seiner narzisstischen Hauptdarstellerin ganz bitterlich rächen. Sie behauptet nämlich in diesem Film, daß alles gar nicht an ihr liege, sondern daß sie ein soziologisches Phänomen sei. Das Produkt eines Massenwahnes, ein Geschöpf, vom Publikum nach seinem Wunschbild geschaffen. Diese Erkenntnis ist tödlich. Wer erst einmal erkannt hat, wie sein diskutabler Erfolg zustandekam, der geht dieses Erfolges verlustig. Das ist ein schönes altes Theatergesetz. Und nicht nur ein Theatergesetz. Ich prophezeie: dieser Film bricht der armen B.B. das Genick. Von ihm wird sie sich nie mehr erholen. Sie wird noch ein paar Filme machen und die Filme werden immer weniger erfolgreich sein. Und ein Tag wird kommen, an dem eine neue Generation (eine um höchstens sieben Jahre ältere) über das komische Geschöpf mit dem wirren Haar, dem Renommierbusen und dem Stiefmütterchenge-sicht lachen wird.

Möglicherweise wird aber auch nur allgemeines Schütteln des Kopfes stattfinden.



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Manchmal zu Sachen, die er geschrieben hat.

Manchmal aber auch zu ganz anderen.

Hören Sie zu, da ist ein Brief, den Frau Agnes R. in Zug geschrieben hat:

Soeben komme ich von einem Einkauf im Lebensmittelgeschäft zurück.

Vor mir an der Kasse steht eine Schülerin unserer hiesigen Kantonsschule. Man sieht sie.

Nichts dagegen und dies auch nur nebenbei.

Neben mir wartet ein schätzungsweise dreiundzwanzigjähriger schwarzgelockter, sauberer Italiener. Während ich meine Märkli einpacke, macht sich die Verkäuferin an ihn:

«So, häsch es gfunde, he?»

Ich bin perplex, weil sie ihn duzt. Hat sich da eine Freundschaft eingefädelt? Der Italiener bleibt indessen stumm.

«So, häsch es gfunde, häsch alles aatööplet, he? Säg, häsch alles aatööplet?»

Mir bleibt die Spucke weg. Von dieser Seite kannte ich die Verkäuferin nicht. Bis dato wirkte sie auf mich als sauber, nett und wohlherzogen.

Der Italiener ist für diesmal selbstbewußt:

«Kei dummi Snurre, gäll nid, nid dumm snurre, hä?»

Das sagt er selbstbewußt, beinahe mit Autorität.

Zur Ehre der Verkäuferin sei es gesagt: sie errötete. Ihre Kollegin hingegen meinte: «Mir säged Muul!»

Ich hätte mich gerne gemeldet und mitgeteilt, daß ich – trotz besserer Kinderstube – für einen solchen Fall kaum ein Synonym für das vom Italiener verwendete Wort gebraucht hätte. Aber wie wir guten Schweizerinnen und Schweizer nun einmal sind: «dem Frieden zuliebe und weil man mit den Leuten ja wieder zu tun hat» schweigen wir. Zum Aerger über die Verkäuferin habe ich nun auch noch den Aerger über mich selbst.

Lieber Herr Wollenberger! Vielleicht haben Sie wieder einmal irgendwann und irgendwo Gelegenheit, ein Wort für «meinen Italiener» einzulegen. Man kann es anscheinend nicht oft genug sagen. Für Fremdsprachen sind wir Schweizer überdurchschnittlich begabt. Die Sprache des Herzens erlernen wir denkbar schlecht. Es läßt sich damit eben kein Geld verdienen.

Soweit der Brief von Frau Agnes R. in Zug.

Und nun müßte ich also etwas sagen.

Ich müßte – vermutlich – genau das sagen, was die Frau Agnes dem gehirnlosen, geistig unterentwickelten Fräulein nicht gesagt hat.

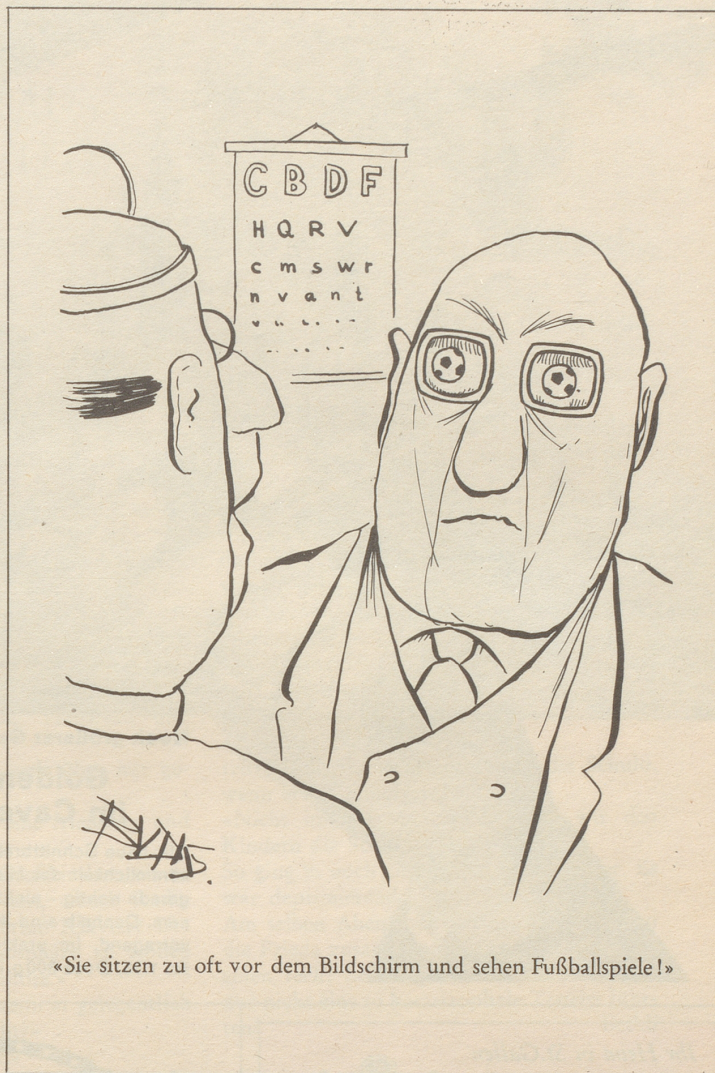
Ich täte es gerne.

Aber es ist nicht notwendig.

Ich bin einer Antwort auf diesen beschämenden Vorfall enthoben. Und zwar durch die Schweizer der Gemeinde Niederlenz.

Hören Sie noch einmal zu, ich zitiere einen kurzen Artikel aus dem Luzerner Haushaltungsblatt «Kompaß». Er geht so:

Wer streng arbeitet, hat auch zum frohen Feiern das Recht und weil sich das auch die Niederlenzer gesagt haben, wollen sie Ende August dieses Jahres ein großes Dorffest begeben, etwas ganz «Bäumiges» mit Umzug, Pauken, Trompeten und Tanz auf allen Straßen und Plätzen. Nun, solche Feste sind schließlich nichts seltenes in unserem Land, was sich aber die Niederlenzer als Besonderes zu diesem Tag ausgedacht haben, ist so beispielhaft, daß



«Sie sitzen zu oft vor dem Bildschirm und sehen Fußballspiele!»

es zu Nutz und Frommen anderer Organisatoren solcher Anlässe gesagt werden muß. «Der Dorfplatz soll nämlich», so meldet der «Seetaler», «die Mitte bilden wie in der guten alten Zeit und die Straßen hinauf und hinunter wird es wogen und brodeln von sich vergnügendem Volk. Und, dies ist wohl eine Rarität im schweizerischen Festbetrieb: unsere schwarzzügigen Italiener – in Niederlenz etwa der fünfte Teil der Bevölkerung – sollen offiziell am Fest teilnehmen, im Umzug, beim Tanz, mit eigener Kapelle, mitten im Getümmel der Eingeborenen.»

Haben Sie das gelesen?

Und haben Sie das richtig verstanden?

Ja?

Dann ist es gut. Dann brauche ich wohl zum Vorfall von Zug kein Wort mehr zu verlieren. Die Niederlenzer haben mir durch die Tat eine Verpflichtung zu unguuten Worten abgenommen.

Ein Wort ist trotzdem fällig.

Ein Lobeswort für die Leute von Niederlenz nämlich. Es ist fällig, weil das, was die Niederlenzer zu tun beschlossen haben, leider keine Selbstverständlichkeit ist. Ich betone: leider.

Aber vielleicht ist es der Anfang einer Selbstverständlichkeit, einer immer selbstverständlicheren Selbstverständlichkeit.

Diese Selbstverständlichkeit besteht nicht darin, daß von nun an Gastarbeiter an sämtlichen schweizerischen Festen teilnehmen sollen. Das ist den Gastarbeitern nicht zuzumuten. Und außerdem zeitigte es wohl auch nachteilige Folgen für die Arbeitskraft. Die Selbstverständlichkeit besteht aber darin, daß wir Gelegenheiten suchen, den Italienern zu beweisen, daß sie nicht nur ein notwendiges Uebel sind, nicht nur Erhalter und Förderer der schweizerischen Hochkonjunktur, nicht nur saison- oder zeitbedingte Lückenbüßer für wertvollere Eidgenossen. Sondern ein bißchen, ein kleines bißchen mehr.

Freunde? – Ach was, wir wollen nicht übertreiben!

Mitmenschen? – Ach was, wir wollen nicht pathetisch werden!

Sondern was?

Ich würde vorschlagen: Gäste! Und unter Gastarbeitern wären in Zukunft also Gäste, die für unser Wohlergehen arbeiten, zu verstehen.